

Zitierhinweis

Eichenberg, Julia: Rezension über: Alexander Watson, Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914-1918, Cambridge: Cambridge University Press, 2008, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte N.F., 2010, XIX, S. 350-354, DOI: 10.15463/rec.1189729551

**NORD
OST
INSTITUT**
an der Universität Hamburg

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

für diese Alternative entschieden – doch auch diese merkwürdig gebrochen: Der Band reiht die Länder quasi in mehreren geografischen Schichten aneinander, in denen, beginnend im Norden, jeweils von West nach Ost „gereist“ wird. Zunächst von Polen ins Baltikum, dann von Deutschland aus noch einmal nach Tschechien und in die Slowakei, schließlich, abermals im Westen beginnend, von Slowenien über Ungarn nach Rumänien, ehe das südliche Bulgarien an das Ende des Darstellungsteils rückt. Dass Deutschland in dieser mehrfachen West-Ost-Bewegung vor Tschechien und nicht vor Polen platziert wird, hat wohl den schon bekannten Grund, dass es an dann wieder an die erste Stelle gerückt wäre. Warum die Reihenfolge aber so kompliziert sein muss, ist nicht ersichtlich, eine „Schlangenlinie“ Estland – Lettland – Litauen – Polen – Deutschland – Tschechien – Slowakei – Ungarn – Slowenien – Rumänien – Bulgarien oder umgekehrt hätte den selben Zweck erfüllt und würde nicht so anstrengend angestrengt wirken. Offensichtlich wollte oder konnte die Herausgeberin Deutschland weder weglassen noch es so behandeln wie die anderen Länder. Dies führt zu unnötigen Störungen in der ansonsten sehr klaren Gesamtkonzeption des Bandes. Es wäre ein Gewinn, wenn die Herausgeberin im Falle einer Neuauflage ihr gut durchdachtes und überzeugendes Konzept konsequent umsetzen würde.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

Alexander Watson, *Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914–1918*. Cambridge: Cambridge University Press 2008, 288 S.

Ein zentrales Thema der Historiografie zu Kriegen und Konflikten ist die Frage, aus welchen Gründen und mit welcher Motivation die Soldaten der einzelnen Armeen in den Krieg zogen, und wie sie ihre Loyalität und ihren Kampfeswillen angesichts Gewalt, Entbehrung und Leid aufrechterhalten konnten. Im Falle des Ersten Weltkriegs stellt sich diese Frage ganz besonders aufgrund der alle Erwartungen überschreitenden Anzahl der involvierten Armeen und Soldaten, Dauer und Ausweitung der vormals eingehegten Kriege auf die gesamte Gesellschaft, unter anderem durch eine bisher unbekannte Mobilisierungsquote. Lange Zeit hat sich die Forschung vor allem auf Patriotismus und einen militaristischen Nationalismus als Motivationskräfte konzentriert. Es folgte eine historiografische Demystifizierung der Kriegsbegeisterung. In vielen, insbesondere lokalen Studien

wurde die Wirkungskraft der Ideologie auf den einfachen einzelnen Soldaten hinterfragt. In der französischen Forschung entspann sich gar ein institutioneller Forschungsstreit, der bis heute die Lager der (nicht nur) französischen Ersten Weltkriegs-Forschung bildet: „consentement“ vs. „contrainte“: „Zustimmung“ vs. „Zwang“.¹ Das Lager der „Zwangs“-Theorie betonte statt der Tragkraft von „Zustimmung“ nun die Bedeutung staatlicher Verpflichtung durch Wehrpflicht sowie die Angst vor Konsequenzen der Desertion.

Einen sinnvollen Kompromiss bietet ein neues Konzept, in dessen Zeichen die Arbeit von Alexander Watson steht und zu dessen Entwicklung er mit dem vorliegenden Buch maßgeblich beiträgt: „Endurance“, auf Deutsch: ertragen, durchhalten.² Statt sich für eine der beiden konkurrierenden Schulen (Zwang/Zustimmung) zu entscheiden, konzentriert sich dieser Ansatz auf die Frage, warum die mobilisierten Soldaten trotz der sie umgebenden Schrecken weiterkämpften. Watsons Grundannahme, die er seinem Buch vorausschickt, lautet dementsprechend: „Although usually remembered as a conflict of attrition of material, the FWW was, above all, a contest of endurance.“ (S. 1) Als Ergebnisse seiner Fallstudie, die auf der Untersuchung von Briefen und privaten Papieren von über hundert deutschen und britischen Soldaten beruht, attestiert Watson den kämpfenden Soldaten vor allem eins: Widerstandsfähigkeit („resilience“, S. 7). Watson strebt an, durch eine Untersuchung der „individuellen Psychologie“ der Soldaten nicht nur deren Motivation und Durchhaltevermögen erklären zu können, sondern darüber hinaus auch Schlüsse auf die Funktionsfähigkeit ganzer Armeen zu bieten. Kurz, über die Psyche der einzelnen Soldaten ließe sich erklären, warum bestimmte strategische Entscheidungen der jeweiligen Armeen erfolgreich umgesetzt werden konnten, während andere zum Scheitern verurteilt waren (ebenda). Diese Rückbindung an militärstrategische Beispiele verliert sich im Laufe des Buches leider, doch Watsons Argument des Durchhaltevermögens birgt viele bereichernde Aspekte.

Watson erklärt den Stellungskrieg an der Westfront zu einem „War of Endurance“, in dem Durchhaltevermögen das wahre Kapital der Armeen wurde. Angesichts von Eintönigkeit und Tristesse des Lebens

¹ Vgl. Pierre Purseigle, A very French Debate: the 1914-1918 ‚war culture‘, in: *Journal of War and Culture Studies* 1 (2008), S. 9-14.

² Mit ähnlichem Ansatz wurde auch die internationale Konferenz „Dans la Guerre (1914-1918): Acceptor, endureur, refuser / Inside the War (1914-1918): Acceptance, endurance, refusal“ organisiert, Centre de recherche de l’Historial de la Grande Guerre, Péronne, 7.-9. November 2008.

im Schützengraben, der Angst der Immobilität und Hilflosigkeit im Falle eines Bombenangriffs und vor allem der Gesichtslosigkeit des Feindes waren es nach des Autors Ansicht eher die Unkontrollierbarkeit des Krieges und des Schreckens als die tatsächliche Gefahr, die die individuelle Kampfmotivation und die Gruppenmoral schwächte. (S. 34) Trotz allem seien Desertionsraten erstaunlich gering geblieben. (S. 40) Watson geht den Gründen für diese offensichtliche Widerstandsfähigkeit der Soldaten nach. Er konzentriert sich auf die Frage eines individuellen Gefühls der Bedrohung, die für ihn Kern jeder Erklärung für die andauernde Kampfbereitschaft ist. Der konstant betonte Vergleich des bedrohten Belgiens mit der bedrohten Familie scheint für den Fall des in der Einleitung so herausgestellten einfachen Soldaten mitunter ein wenig überzogen. Überzeugend hingegen ist Watsons Plädoyer, für eine Analyse der „Kriegsbegeisterung“ müssten „passive Motivationen“ wie peer pressure und Angst vor sozialer Stigmatisierung ebenso mit berücksichtigt werden wie die „aktiven Motivationen“, den Willen zur Verteidigung der eigenen Familie und des Vaterlandes. (S. 54) Diese seien stärker gewesen als ideologische Kriegsbegeisterung und gesellschaftliche Unterschiede. (S. 56) Nur dieses Verständnis einer staatsbürgerlichen Verteidigungspflicht habe auch die Basis für ein System militärischen Gehorsams gestützt und aufrecht erhalten. (S. 62) Watson betont den Einfluss der Führungsqualitäten der mittleren Befehlsebene zur Entwicklung einer Bindung an die Armee, während er gleichzeitig den Glauben an die Effektivität von Propaganda auf die Soldaten weitgehend entwertet. Den Einsatz von Propaganda, mit dem die jeweiligen Heeresleitungen die Truppenmoral zu stärken planten, sei beinahe ausschließlich dort effektiv gewesen, wo sie bereits existierende und motivierende Ängste aufnahm. (S. 82) Vielmehr hätten individuelle Durchhaltestrategien der von ihm untersuchten Soldaten geholfen. Psychologische Anpassung, ironische und humoristische, teilweise sarkastische Aneignung der Umgebung (etwa durch Spitznamen für sich oder für Waffen, durch spezielle Lieder und Witze) zählten zu diesen Überlebensstrategien im Krieg, ebenso Religiosität und Aberglaube (an Glücksbringer, an Schicksal) und nicht zuletzt ein „nicht zu rechtfertigender Optimismus“ oder ein vollkommenes Ausblenden und Ignorieren der realen Gefahr. (S. 105)

Zentral für Watson ist seine These des hohen Einflusses der mittleren militärischen Befehlsebene. Diese betone auch Unterschiede zwischen den beiden untersuchten Armeen. Der in der deutschen Armee verbreitete Elitismus habe verhindert, dass von den führenden Offi-

zieren und Unteroffizieren eine mit der britischen Armee vergleichbare beruhigende und moralstärkende Ausstrahlung ausgegangen sei. (S. 115 ff.) Diese Distanz zwischen Offizieren und Mannschaften und „Offiziershass“ (S. 124) sei durch den Krieg hindurch für die deutsche Armee ein größeres und schwieriger zu überwindendes Problem gewesen als für die englische, auch wenn Watson der jungen nachrückenden Offiziersgeneration einiges Lernvermögen zuspricht.

Watsons Buch ist ohne Zweifel ein wertvoller Beitrag zur Erforschung des Ersten Weltkriegs und seiner Kriegsteilnehmer. Er behandelt ein sehr komplexes Thema in einem außergewöhnlich gut geschriebenen, kurzen und daher sehr zugänglichen Buch.

Die Entscheidung zur kurzen Darstellung bringt jedoch einige kleinere Einbußen mit sich. Zunächst sind diese historiografischer Art. Obwohl Watson die entsprechenden Bücher in seiner Bibliografie aufführt und offensichtlich konsultiert hat, wäre eine stärkere Auseinandersetzung mit dem aktuellen Stand der Forschung zu verschiedenen zentralen Aspekten seines Arguments zu wünschen gewesen, insbesondere in Bezug auf Religion und Aberglauben im Krieg (z.B. Annette Becker, Michael Snape), die Bedeutung von Gerüchten und Nachrichten über Kriegsgräuere (John Horne/Alan Kramer); vor allem hätte die Frage der Kriegserfahrung mehr berücksichtigt werden können (Buschmann/Reimann, Latzel, Hirschfeld etc.). Gleiches gilt für die Diskussion von militärischer Führung und dem Verhältnis der Offiziersklasse zu den Mannschaften (Markus Funck, Wenke Meteling). Insbesondere vermisst die Rezensentin eine stärkere Auseinandersetzung mit der Frage nach einer eventuellen Brutalisierung der Soldaten durch das Kriegserlebnis (George Mosse). Watsons „endurance“-Konzept erweckt den Anschein, der Krieg sei nur überdauert worden, habe aber selbst wenig Einfluss auf die Psyche der Soldaten gehabt. Ohne eine lineare Verbindung herstellen zu wollen, hätte diese Frage doch angesichts der hohen Anzahl gewaltbereiter Veteranen, die nach dem Weltkrieg in deutschen Freikorps im Baltikum oder in britischen paramilitärischen Verbänden in Irland und im Empire tätig waren, eine Diskussion verdient. Watsons psychologischer Ansatz bringt viel Gewinn zur Studie. Es stellt sich die Frage, ob zeitgenössische psychologische Arbeiten als Analysewerkzeug benutzt werden sollten, ohne selbst auch als Quellen und Dokumente ihrer Zeit eingeordnet und hinterfragt zu werden. Schließlich findet die Problematik der Kolonialsoldaten und Angehörigen der Minderheiten innerhalb der Armeen kaum Erwähnung, was zu bedauern, jedoch wohl der Kürze geschuldet ist. In seinem aktuel-

len Projekt beschäftigt sich Alexander Watson intensiv mit dem hier vernachlässigten Thema der Minderheiten, insbesondere mit Polen in der deutschen Armee. Es lässt also hoffen, dass sein nächstes Buch die Fragen beantwortet, die in dem rezensierten Buch leider noch fehlen, und so das Bild vervollständigt.

Von diesen Kritikpunkten abgesehen, handelt es sich um ein hervorragendes und sehr lesenswertes Buch, auf das in Zukunft niemand, der sich mit Kriegsmotivation und Moral im Ersten Weltkrieg auseinandersetzt, verzichten können.

Julia Eichenberg, Dublin

Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg), Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Bd. 1. Auseinandersetzungen in den nordischen Staaten über Krieg, Völkermord, Diktatur, Besatzung und Vertreibung. Berlin: LIT Verlag 2007, 212 S. (Kieler Schriften zur Friedenswissenschaft. 14); Jörg Zägel (in Zusammenarbeit mit Reiner Steinweg), Vergangenheitsdiskurse in der Ostseeregion. Bd. 2: Die Sicht auf Krieg, Diktatur, Völkermord, Besatzung und Vertreibung in Russland, Polen und den baltischen Staaten. Berlin: LIT Verlag 2007, 348 S. (Kieler Schriften zur Friedenswissenschaft. 15).

Die beiden hier zu besprechenden Bände entstanden im Rahmen eines Forschungsprojektes, das unter dem Titel „Zum Umgang mit der Vergangenheit in der Ostseeregion“ am Schleswig-Holsteinischen Institut für Friedenswissenschaften SCHIFF (heute Arbeitsbereich Friedens- und Konfliktforschung des Instituts für Sozialwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) durchgeführt wurde. Mit dieser Doppelpublikation greifen die Autoren Änderungen in Geschichtsdeutungen seit dem Ende des Kalten Krieges auf und haben eine überblicksartige Gesamtschau aller Ostseeanrainerstaaten mit Ausnahme Deutschlands vorgelegt. Diese Ausnahme angesichts des Umfangs der deutschen Debatte zur „Vergangenheitsbewältigung“ erscheint auf der einen Seite nachvollziehbar, auf der anderen Seite fehlt so in gewisser Weise ein zentrales Vergleichsmoment. Da man aber die Darstellungen zu den nordischen Ländern, den baltischen Ländern sowie zu Russland und Polen durchaus als begrüßenswerte Vermittlungstätigkeit an ein deutschsprachiges Lesepublikum werten sollte, ergibt dies durchaus Sinn. Es mag „Komplettisten“ geben, die fragen, wo Island geblieben sei, das man – ebenso wie Norwegen –